

Prof. Dr. Peter Cornehl
Vortrag zur Eröffnung des Wintersemesters in Greifswald
10. Oktober 2011

Fremde – Heimat – Nordkirche

Spektabilis, liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen, meine Damen und Herren!

Herzlichen Dank für die Einladung zur Feier der Semestereröffnung und für die freundliche Begrüßung! Ich bin gern nach Greifswald gekommen. Solche feierliche Semestereröffnungen kenne ich aus Rostock, bisher noch nicht aus Hamburg. Ich werde dort davon berichten und den Hamburgern empfehlen, von Greifswald zu lernen!

Mein Vater pflegte Reden aus festlichem Anlass gern mit der Formel zu eröffnen: „Es ist ein weiter Weg von ... bis“. Etwa bei unserer Hochzeit: „Es ist ein weiter Weg vom Hohen Chor des Magdeburger Doms bis zur schönen kleinen Dorfkirche in Flemhude bei Kiel.“ Und dann wurden die Stationen dieses Weges benannt. Ich möchte heute über die „Nordkirche“ reden. Bald ist es soweit. In der nächsten Woche tagt die Verfassungsgebende Synode, diesmal bei Ihnen in Pommern. Vermutlich werden in Heringsdorf die letzten Hürden genommen, so dass dann der Vereinigung nichts mehr im Weg steht. Sie werden merken: Ich bin ein entschiedener Befürworter der Nordkirche! Ich freue mich auf das, was damit auf uns zukommt. Auf uns, die evangelischen Christen hier im Norden, auf die Gemeinden und auf die Theologischen Fakultäten und Fachbereiche.

Auch dieser Vortrag könnte beginnen: „Es ist ein weiter Weg“ – schon geografisch: von Sylt nach Usedom, von Greifswald über Stralsund, Rostock, Schwerin, Wismar, Lübeck, Hamburg, Kiel, Husum nach Flensburg, von der dänischen bis zur polnischen Grenze. *Die Nordkirche wird eine Kirche der weiten Wege sein.* Wird sie auch „Kirche der Heimat“ sein, so wie wir Lutheraner Kirche lieben: als Ensemble von Ortsgemeinden, Dorfkirchen und Domen? Evangelisch-lutherische Kirche in Norddeutschland: Wird das gelingen? Ich glaube: Es kann gelingen, wenn wir alle, die dazu gehören werden, wirklich wollen, was die drei Synoden und Kirchenleitungen gewollt und mu-

tig riskiert haben. Allerdings: *Wenn wir den damit gegebenen Herausforderungen gewachsen sein wollen, werden wir auch umlernen und neben dem Wunsch nach Beheimatung auch die Realität von Fremdheit akzeptieren müssen.*

„Fremde Heimat Kirche“ – das war der Titel der dritten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD von 1992 (erschienen 1997). Ein - wie ich immer noch finde - genialer Titel (was sich auch darin dokumentiert, dass er in andere Zusammenhänge übernommen und mehrfach variiert worden ist). Genial, weil die Formulierung einen *spannungsvollen Befund* auf den Begriff bringt. Die Befragungen haben nämlich erbracht, dass das Verhältnis zur Kirche jedenfalls bei der Mehrheit der Mitglieder von einer charakteristischen *Gleichzeitigkeit von Distanz und Nähe* bestimmt ist. Das galt zunächst für Westdeutschland. Kirche ist Heimat. Man gehört irgendwie dazu, man fühlt sich da religiös zu Hause, aber nicht total, nicht in allem. Es bleibt ein Moment von Fremdheit, es bleiben Vorbehalte, Reserven. Man schätzt die Pastorinnen und Pastoren. Man honoriert das diakonische Engagement der Kirche. Aber man nimmt am kirchlichen Leben doch meist recht selektiv teil. Man nutzt die gottesdienstlichen Angebote der Kasualien „von Fall zu Fall“ (Kristian Fechtner), biographisch und familiär: Taufe, Konfirmation, Trauung, Beerdigung, und „bei Gelegenheit“ (Michael Nüchtern), an den hohen Feiertagen des Kirchenjahres, vor allem an Weihnachten. Gefragt nach ihrem Verbundenheitsgefühl, antworten viele eher vorsichtig. Nur eine Minderheit bezeichnet sich als „sehr verbunden“, die Mehrheit bevorzugt mittlere Vorgaben: „etwas“ verbunden, manche sogar „kaum“. Die Mehrheit der evangelischen Kirchenmitglieder sieht man nicht oder selten bei den regelmäßigen Veranstaltungen der Ortsgemeinde, im normalen Sonntagsgottesdienst, in Gruppen und Kreisen. D.h.: Man ist in der Kirche, ja, aber nicht überall dabei. Das kann übrigens wechseln im Lauf des Lebens. Die Soziologen reden paradox von den „treuen Kirchenfernen“. Wir haben in der Praktischen Theologie (langsam) gelernt, das nicht nur negativ zu werten. Das war und ist bis heute strittig und vor allem für engagierte Gemeindechristen und Kirchenleitungen ein schwieriger Lernprozess,

Das alles galt – wie gesagt - zunächst für die volkikirchlichen Verhältnisse in der alten Bundesrepublik, und so war es ein überraschendes Ergebnis dieser dritten Kirchenmitgliedschaftsstudie (das von der vierten zehn Jahre später bestätigt wurde): Es gilt *strukturell* auch für die Christen in den neuen Bundesländern. Sicher mit deutlichen

Unterschieden, die sich aus der Geschichte der letzten 50 Jahren ergeben. Dazu gehören die stärkere Orientierung an den Gemeinden und eine deutlich geringere Inanspruchnahme der Amtshandlungen. Dazu gehört vor allem die Diasporasituation in einer mehrheitlich unchristlichen, nachchristlichen Gesellschaft, mit einer Mehrheit von Konfessionslosen. Das verstärkt das Gefühl, im eigenen Land fremd zu sein (Jan Hermelink). Die evangelischen Kirchen in Mecklenburg und Pommern sind Minderheitenkirchen, aber „Minderheitenkirchen in volkskirchlichen Strukturen“ (so Helmut Zeddies), ihrem Selbstverständnis nach freilich „Minderheit mit Zukunft“.

Was meint dann die Übertragung „*Fremde – Heimat – Nordkirche*“? Ich vermute, es heißt nicht nur, dass die Nordkirche aus östlicher Sicht in Mecklenburg und Pommern mit allerlei Vorbehalten betrachtet wird, mit Fremdheitsgefühlen, mit der Angst vor Identitätsverlust (so Helmut Zeddies, der sich darum bemüht hat, den Skeptikern auch den Gewinn der Fusion nahe zu bringen), sondern grundsätzlicher: Ein ähnlich spannungsvolles, widersprüchliches Verhältnis von Distanz und Nähe wird wohl für die Nordkirche insgesamt die Regel sein. Dabei kommen noch ganz andere Momente von Heimat und Fremde zur Geltung als die bisher genannten. Ich will versuchen, das etwas genauer zu beschreiben, und ziehe dann drei Schlussfolgerungen daraus, mit denen ich einige vorrangige Aufgaben benenne, die sich m.E. daraus ergeben.

Für den Beobachter von außen besteht die Besonderheit der *Nordkirche* darin, dass sie zwei Jahrzehnte nach der Wiedervereinigung der erste wirklich große Zusammenschluss evangelischer Kirchen in Ost und West sein wird. Alles, was in der Nordkirche geschieht, steht unter dem Vorzeichen der *noch unvollendeten deutschen Einheit*. Wächst da zusammen, was zusammen gehört, wie es Willy Brandts gesamtdeutsche Vision war? Die Nordkirche ist dafür ein Praxistest.

Diese zwei Jahrzehnte haben gezeigt, wie viel an Gemeinsamkeit bereits realisiert worden ist, aber auch wieviel Fremdheit noch besteht, teilweise sogar neu gewachsen ist – wirtschaftlich, finanziell, kulturell, mentalitätsmäßig. Es ist viel erreicht worden, doch es gibt nach wie vor viel Ungleichheit, gefühlte und reale Ungerechtigkeit, viele Enttäuschungen, Verletzungen, schlechte Erfahrungen. Das nährt Vorurteile und Ängste. Das ist in den Debatten um die Nordkirche zu Tage getreten. Aber dann haben die Kirchenleitungen und die Synoden der drei beteiligten Kirchen 2009 mit überzeugenden

den Mehrheiten die Grundentscheidung getroffen und „Ja“ gesagt. Der Prozess der Ausarbeitung der Verfassung ist fast abgeschlossen. Der Fahrplan bis 2012 wird wohl eingehalten werden. Der Wille zur Einheit ist da. So kann man das Wort Willy Brandts abwandeln und sagen: *In der Nordkirche wächst zusammen, was zusammen gehören will*. Es ist ein Prozess, der „von oben“ angestoßen worden ist, aber mittlerweile „unten“ an der Basis von den kirchlichen Entscheidungsträgern rezipiert wird, nicht immer begeistert, aber doch in Anerkennung der Realitäten deutlich – und in der jüngeren Generation noch klarer als bei den Älteren.

Und das Ganze schneller als manche es wollten, die für „Entschleunigung“ plädiert haben, für ein langsames, zunächst kooperatives Zusammenwachsen, wo die Fusion erst am Ende stehen sollte. Es ist umgekehrt gekommen. Am Anfang stand die Wahl. Das bedeutet: Wenn 2012 die Verfassung angenommen, das Einführungsgesetz verabschiedet ist und die ersten Personalentscheidungen getroffen sind, dann beginnt das eigentliche Zusammenwachsen. Das wird lange dauern, vielleicht sogar mehr als eine Generation. *Die Logik der Moderne heißt „vom Schicksal zur Wahl“*. *Die Logik in der Nordkirche heißt: Am Anfang steht die Wahl, das „Ja“*. *Und das hat schicksalhafte Konsequenzen*. *So muss zusammenwachsen, was zusammen gehören will*. Die getroffenen Entscheidungen binden. Es gibt kein Zurück. Aber der Wille zur Einheit muss auf allen Ebenen ratifiziert werden.

Das heißt für die Zukunft – und das ist die erste Konsequenz:

1.

Die Nordkirche ist zugleich Laboratorium und Schicksalsgemeinschaft.

Laboratorium heißt: Wir werden in der Nordkirche künftig überall die gleichen Probleme zu bearbeiten haben, zumindest vergleichbare – wenn auch von unterschiedlichen Voraussetzungen aus und mit unterschiedlich scharfer Problemintensität. Ich nenne einige dieser Probleme. Dazu gehört zum Beispiel:

- *das Verhältnis von Fläche und Zentren*. Das ist nicht nur ein Problem der Pfarrstellendichte, sondern generell ein strukturelles, ökonomisches und finanzielles Problem im Norden, in einer Region, die hauptsächlich von Landwirtschaft und Tourismus lebt.

Dazu gehört

- das demographische Problem der Überalterung und der weiter gehenden Abwanderung vieler Jüngerer von Ost nach West, aber auch von Nord nach Süd. Für die Nordkirche bedeutet dies, dass

- das Verhältnis von gemeindlicher und übergemeindlicher Arbeit neu ausbalanciert werden muss (im Reformprozess der EKD in der Debatte um das Impulspapier „Kirche der Freiheit“ ein heiß umstrittenes Thema). Es bedeutet,

- dass das Verhältnis von Amt und Gemeinde, Pastorinnen und Pastoren, Kirchenvorstand, Haupt- und Ehrenamtlichen, das in Nordelbien, Mecklenburg und Pommern aus Tradition unterschiedlich bestimmt wird, neu gefasst werden muss und dass es dafür in der Verfassung Kompromisslösungen geben muss (und hoffentlich auch geben wird).

Dazu gehört

- dass die Spannung zwischen Pluralität und Profil zur Debatte steht, also zwischen dem Streben nach theologischer und konfessioneller Eindeutigkeit und der Freude an theologisch-kultureller Vielfalt, die von konservativer wie von linker Seite unter dem Verdacht der Unverbindlichkeit und Beliebigkeit steht.

- Strittig ist schließlich auch das Verhältnis zwischen Kirche und moderner Welt, zwischen Öffnung und Abgrenzung, ein Konflikt, der eine lange Geschichte hat und seit der Aufklärung zwischen Konservativen und Liberalen kontrovers beurteilt wird.

*Fazit: Das Ringen um einvernehmliche Lösungen **und** das Aushalten von Differenz und Heterogenität (Johann Hinrich Claussen) wird die Praxis im Laboratorium Nordkirche bestimmen – und auch den Stil, mit der wir miteinander umgehen. Da ist viel zu tun, viel zu probieren, kritisch abzuwägen, auszugleichen – hoffentlich so, dass nicht ewig sich wiederholende persönliche Auseinandersetzungen die Atmosphäre belasten.*

Das Ganze ist ein Prozess, in dem wir in der Nordkirche zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammenwachsen.

Schicksalsgemeinschaft: Das mag manchen zu pathetisch klingen, die angesichts der Fülle der Aufgaben zu pragmatischer Nüchternheit raten. Mir scheint es angemessen, hier etwas Pathos nicht zu scheuen. Schicksalsgemeinschaft meint: Wir haben – anders als die Gäste, die hier im Norden Urlaub machen – zu dem dann erweiterten Lebensraum *kein touristisches, sondern ein existenzielles Verhältnis*. Wir teilen nicht nur auf Zeit die Schönheiten, sondern auf Dauer auch die Schwierigkeiten. Wir können in der Nordkirche künftig nicht mehr zu einander sagen: Das sind eure Probleme, wir haben

unsere eigenen, und die sind uns näher! Nein: *Wir haben die gleichen oder ähnliche Probleme, wir entdecken Gemeinsamkeiten und Unterschiede und werden uns um gemeinsame Problemlösungen bemühen* – wahrlich keine einfache Aufgabe! Doch genau dazu wollen wir ja *eine* Kirche bilden. Und wenn der Ausdruck „Landeskirche“ noch einen Sinn hat, dann den, dass wir uns als evangelische Kirche elementar auf die Fragen, die das Land bewegen, bezogen wissen.

Biblisch formuliert: Das ekklesiologische Leitbild für die Nordkirche ist das Bild vom Leib Christi, das Paulus in 1. Korinther 12 so auslegt: Wir gehören zusammen und teilen Leiden und Glück. *„Wenn ein Glied leidet, so leiden alle mit. Wenn es einem Glied gut geht (genauer: wenn es „verherrlicht wird“), freuen sich alle mit (V.26)“*.

Damit das praktisch wird, brauchen wir in den kommenden Jahren *viel Austausch, viele Begegnungen, vertrauensvolle Beratung auf allen Ebenen, eine evangelische Streitkultur, einen langen Atem und viel Humor*.

Ich nenne eine zweite Aufgabe, die uns hilft, dass wir uns gegenseitig wahrnehmen.

2.

Wir sollten uns in der Nordkirche verstärkt um ein gemeinsames Geschichtsbewusstsein bemühen, damit der Prozess des Zusammenwachsens nicht allzu pragmatisch und technokratisch betrieben wird.

Ich bin überzeugt: Wir werden den Herausforderungen der Gegenwart und Zukunft nur dann gewachsen sein, wenn wir wissen, wo wir herkommen und was die kirchliche, die politische und kulturelle Geschichte dieser Region geprägt hat. Und spätestens da kommen die Theologischen Fakultäten und Fachbereiche ins Spiel.

Wir sollten uns mehr dafür interessieren, wo wir herkommen und was wir mitbringen. Solch ein *kirchenbiographisches Erzählen* beginnt im Kleinen. Auch bereits im Studium. Ich stelle mir vor: In jedem Seminar steht am Anfang eine ausführliche Kennenlernrunde: Wo kommt ihr her? Aus McPomm oder Hamburg oder Schleswig-Holstein? Aus Süddeutschland oder aus dem Rheinland? Oder gar von jenseits der Grenzen? Was sucht ihr hier? Was bringt ihr mit für das Thema der Veranstaltung und überhaupt: Wer und was hat euch geprägt? Was waren eure wichtigsten Erfahrungen – positiv und negativ?

Ein solcher Austausch wird dann irgendwann auch die zwischenmenschliche Begegnung überschreiten und zu kirchen-, theologie- und sozialgeschichtlicher Erkundungen im größeren Zusammenhang führen. Hier sind vor allem die Kirchenhistoriker gefragt, aber auch die Systematiker und Praktischen Theologen.

Ich habe in Ihrem Kommentierten Vorlesungsverzeichnis gestöbert, und das hat mich zu einigen Ideen angeregt. Ich bin ein bisschen frech und undiplomatisch, damit von außen in Ihre Planungen einzugreifen und meine Phantasie spielen zu lassen - wie das vielleicht nur ein Gastredner und Emeritus tun kann, der nicht für die Realisierung seiner Vorschläge einstehen muss! Ich denke, es gibt (vorausgesetzt, die Zwangsjacke der Modularisierung lässt dafür noch etwas Spielraum), es gibt eine Fülle interessanter, spannender Themen, die man in nächster Zeit an den vier norddeutschen Fakultäten traktieren könnte, warum nicht auch in Greifswald.

Ich stelle mir vor, es wäre interessant, sich einmal vergleichend mit den konfessionellen und Frömmigkeitstraditionen zu beschäftigen, die es hierzulande gibt. Ich habe gelesen, dass die Rostocker Kollegen Heinrich Holze und Thomas Klie in diesem Semester eine Veranstaltung anbieten, die sich mit dem Profil der Mecklenburgischen Landeskirche befasst. Vorzüglich! Aber wäre es nicht noch interessanter, man würde das mit der Erkundung theologisch-kirchlicher Gegenwelten kombinieren? Gerade liberale Schleiermacherfreunde sollten sich für die Motive, Fronten und Leistungen der großen konservativen Lutheraner in Mecklenburg interessieren, für solche kantigen Gestalten wie Theodor Kliefoth und seine Visionen von Kirche, Gottesdienst und Bekenntnis, für Kliefoth, der es geschafft hat, zu seiner Zeit eine ganze Landeskirche zu prägen und seinem Ideal vom Gottesdienst in der Pauluskirche in Schwerin eine äußere Gestalt zu geben („Kliefoth-Kathedrale“).

Und wäre es nicht reizvoll für heutige Konservative und Missionsbegeisterte umgekehrt auch die Gegenwelten zu entdecken? Zum Beispiel die religiöse Romantik in der Malerei und Literatur um 1800, den alten Dichterpfarrer Kosegarten mit seinen Rügener Uferpredigten, vor allem die Hauptgestalten Caspar David Friedrich und Philipp Otto Runge, wie sie im vorigen Jahr in zwei hervorragenden Ausstellungen hier in Greifswald und Hamburg zu bewundern waren – einschließlich ihrer Nähe zu Friedrich Schleiermacher und dessen familiären Verbindungen nach Rügen (die der Kollege Heinrich Assel dort wiederentdeckt und mit Studierenden aufgesucht hat).

Für eine religiöse Landschaftskunde empfehlenswert wären außerdem Exkursionen in die Kulturszene Norddeutschlands – auch da sind spannende Entdeckungen zu machen. Kennen Sie den reich bebilderten Band, in dem das länderübergreifende interdisziplinäre Forschungsprojekt ausgewertet wird, das Wolfgang Grünberg und die Hamburger Arbeitsstelle Kirche und Stadt durchgeführt haben: *„Wie roter Bernstein. Backsteinkirchen von Kiel bis Kaliningrad. Ihre Kraft in Zeiten religiöser und politischer Umbrüche“* (2008)? Unbedingt durcharbeiten und dann auf Besichtigungstour gehen!

Weitere Ausflüge lohnen sich sehr - etwa im Bereich der bildenden Kunst: Barlach in Güstrow, Ratzeburg Wedel, seine Plastiken und Dramen, die randvoll mit Theologie sind (Eckart Reinmuth hat damit begonnen)! Ähnlich theologisch ergiebig sind die Bilder von Emil Nolde in Nordfriesland. Auch literarische Entdeckungsreisen bieten sich an: zu den älteren Autoren, denen Dieter Andresen einen wunderbaren Band mit Interpretationen gewidmet und den treffenden Titel *„Kraftfeld Heimat. Profile des Nordens“* (2006) gegeben hat, der Porträts u.a. von Fritz Reuter, Theodor Storm, Friedrich Hebbel, Matthias Claudius, Ferdinand Tönnies enthält. Das wäre eine Einladung zu einer Lesung in Greifswald wert oder eine Exkursion zum von Dieter Andresen geleiteten „Nordelbischen Bibelzentrum“ in Schleswig.

Ich phantasie weiter: Auch bei neueren Autoren wie Thomas Mann, könnte man theologisch fündig werden. Ich denke – im „Jahr der Taufe“ - an die köstliche subtil-ironische Beschreibung einer Haustaufe im hochbürgerlichen Milieu Lübecks („Taufe in der Breiten Straße“), eine Schlüsselszene für den Roman, die leider in keiner der zahlreichen Verfilmungen auftaucht! Auch In Walter Kempowskis Familiensaga „Uns geht's ja noch gold“ gibt es eine entlarvend genaue Beschreibung des ersten Gottesdienstes nach Kriegsende 1945 in der Rostocker Marienkirche! Last not least ist auch Uwe Johnsons Roman „Jahrestage“ theologisch noch kaum erschlossen. Sie merken: Ich kann gar nicht mehr aufhören!

Aber ich kenne natürlich auch die Einwände: Das mag ja was für Bildungsbürger und kulturelle Feinschmecker sein, aber hat es auch eine allgemeine Relevanz für das Zusammenwachsen in der Nordkirche? Deshalb eine weitere Anregung: Ich glaube, es wäre lehrreich für die anstehenden Aufgaben, sich die neueren kirchen- und politikge-

schichtlichen Entwicklungen nach 1945 in Ost und West im Vergleich genauer zu vergegenwärtigen. Das hätte durchaus einen aktuellen Gebrauchswert.

Man hat ja oft bei manchen ostdeutschen Kirchenleuten den Eindruck: Nordelbien ist für sie so etwas wie ein reicher, machtbewusster, überdemokratisierter Großkonzern mit verdächtig progressiver, gewerkschaftsfreundlicher Schlagseite. Es wäre lehrreich, sich den Weg zur NEK nach Kriegsende vor Augen zu führen. Es ist eine Geschichte voller Brüche und Umbrüche! Denn Schleswig-Holstein war noch in den 1920er Jahren ein stockkonservatives Land, deutsch-national (überwiegend auch kirchlich), mit kleinen liberalen und sozialdemokratischen Einsprengseln und schon vor und dann nach 1933 tief braun eingefärbt. Entsprechend waren Synoden und Kirchenleitungen in Schleswig-Holstein und Lübeck von den Deutschen Christen beherrscht, mit einigen wenigen Widerstandsnestern, die sich zur Bekennenden Kirche hielten (wie in Hamburg-Altona um Hans Asmussen und seine Freunde vom Altonaer Bekenntnis). Und mit einem tief sitzenden fatalen Antisemitismus!

Nach Kriegsende blieb die Schleswig-Holsteinische Kirche mehrheitlich konservativ, und politisch stellte die CDU wie selbstverständlich lange Zeit die Regierung. Doch dann gab es in den sechziger Jahren einen Bruch. Eine Gruppe jüngerer Flensburger Pastoren rebellierte gegen das Kriegerdenkmal vor der Kirche und probte den Aufstand. Dann brachte die 68er Bewegung vieles in Bewegung. Zuerst revolutionär, dann reformerisch. Mit starken Figuren, die bald auch kirchenleitende Posten einnahmen und zunehmend mit selbstbewussten Frauen und einer starken kirchlichen Frauenbewegung. Damit veränderte sich das Klima in der Kirche und später dann im Land auch politisch. Das wiederum hatte Auswirkungen auf die Gründungsgeschichte der Nordelbischen Kirche und ihre Verfassung. Und auf die Debatten in der Nordelbischen Synode nach 1978, erst um Frieden und Abrüstung, dann um das Arbeitsrecht (Entscheidung für den „2. Weg“ und die Kooperation mit den Gewerkschaften), dazu kam später der Streit um die „Lebensformen“. Alle diese Debatten wurden mit großer Leidenschaft ausgetragen und waren von intensiven Beratungsprozessen in Gemeinden und Kirchenkreisen begleitet – nicht selten auch gegen das Zögern und die förmlichen Einsprüche des Bischofskollegiums!

Ich weiß nicht, ob eine breitere Kenntnis dieser Entwicklungen bei Mecklenburgern und Pommern die Reserven gegen die Nordkirche und die dort befürchtete Dominanz

Nordelbiens eher stärken würde oder ob das dazu dienen könnte, die nordelbischen Erfahrungen und Motive verständlich zu machen und Ängste zu nehmen. Das wäre meine Hoffnung!

Umgekehrt wäre es sehr wichtig, wenn wir sich die Nordelbier mehr für die Erfahrungen der Mecklenburger und Pommerschen Gemeinden in der DDR-Zeit interessieren würden, besonders während der friedlichen Revolution im Herbst/Winter 1989/90. Die Erinnerungen von Joachim Gauck sind eine spannende Lektüre voller Details über die – wenn auch relativ späten – Protestversammlungen, Friedensgebete und Demonstrationen („Der Norden wacht auf!“) in Rostock und anderswo, wobei es wichtig wäre, die Vorgänge auf dem Lande, in kleineren Städten und Dörfern mit einzubeziehen und nicht zu vergessen, was sich dort ereignet hat. Das sind wertvolle Erfahrungen, welche die beiden östlichen Kirchen in die Nordkirche einzubringen haben.

3.

Eine dritte Aufgabe und zugleich die größte theologische Herausforderung für die Nordkirche ist die Auseinandersetzung mit dem Atheismus, genauer: mit dem, was Wolf Krötke den „Gewohnheitsatheismus“ genannt hat.

Der Berliner Systematische Theologe hat sich in mehreren Artikeln mit diesem Phänomen befasst und herausgearbeitet, dass es sich dabei nicht um die kämpferische theoretische Gottesleugnung handelt, wie sie von der SED propagiert wurde und neuerdings von britischen und anderen Autoren wieder lautstark aktualisiert wird, sondern um eine für die Mehrheit der Ostdeutschen inzwischen „selbstverständliche Lebensgewohnheit“. Ich zitiere aus einem Aufsatz Krötkes von 2005:

„Sie haben sich unter dem Druck einer mit dem Atheismus verbundenen Parteidiktatur ein Leben ohne Gott und Kirche einfach angewöhnt. Zu diesem Leben gehört nicht irgendein Aufwand an Gottesleugnung oder an Christentumskritik. Die Verinnerlichung von ein paar Topoi der marxistischen Religionskritik reicht in dieser Hinsicht. Religion ist ‚unwissenschaftlich‘. Sie behauptet Absurditäten. Sie richtet bloß Unheil an, wie die Geschichte der Kirche und der anderen Religionen zeigen. Die weithin atheistisch geprägte Lehrerschaft im Osten Deutschlands gießt derlei Überzeugungen weiter in das Bewusstsein der heranwachsenden Generation“. Kurz: Nach verbreiteter Ansicht ist Religion „von gestern“, erledigt. Und das hat zur Folge: Sie wird nicht

mehr in den Familien tradiert. Man will damit nichts mehr zu tun haben. Man hat anderes. Das reicht. Deshalb die Selbstverständlichkeit, mit der die entideologisierte Jugendweihe als Mehrheitsritus überlebt hat. Zwischen der Kirche und dem Alltagsleben der Menschen – so Krötkes Fazit - besteht eine nahezu undurchdringliche wechselseitige Fremdheit.

Diese Bild ist von einer imponierenden, aber auch bedrückenden Geschlossenheit. Doch ist es zutreffend – zwei Jahrzehnte nach dem Umbruch? Immerhin lebt inzwischen eine neue Generation mit anderen Erfahrungen. Neuere religionssoziologische Untersuchungen bestätigen die Einschätzung und differenzieren das Bild. Die „Konfessionslosen“, soviel ist erkennbar, sind keine einheitliche Gruppe, sondern ähnlich heterogen wie etwa die „Nichtwähler“. Aber Konfessionslosigkeit oder „religiöse Indifferenz“, wie es genauer genannt wird, ist auch kein vorübergehendes Phänomen und wird, da von gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen gestützt, im Osten wie im Westen wohl eher noch zunehmen. Ebenfalls wie schon rein statistisch die religiöse Vielfalt und Pluralität.

Das ist insgesamt eine irritierende, in dieser Form ganz neuartige Situation. Wie soll Kirche, wie soll Theologie damit umgehen? Allzu einfache Erklärungen helfen wenig. Es gibt auch keine einfachen Strategien für kirchliches Handeln, die nur energisch in die Praxis umzusetzen wären. Wenig hilfreich sind auch plakative Schuldzuweisungen. Dazu neigt leider auch Wolf Krötke. Die Frontstellung, entlang derer er seine Beobachtungen entwickelt, ist m.E. problematisch. Der Schüler Karl Barths koppelt seine Analyse nämlich mit einer dezidierten Kritik an liberalen und kulturprotestantischen Theologen wie Friedrich Wilhelm Graf und Wilhelm Gräb, die beide eine andere, individualitätstheoretische Interpretation der religiösen Lage vertreten und ihrerseits heftig gegen die Unfähigkeit der konfessionellen und dialektischen Theologie polemisieren. So herrscht ein unerfreuliches Klima wechselseitiger Anschuldigungen. Dass Graf gerne Attacken gegen Kirchen und Fakultäten reitet, konnte man kürzlich wieder erleben (in dem Pamphlet „Kirchendämmerung. Wie die Kirchen unser Vertrauen verspielen“, 2011). Nichts gegen einen erfrischenden theologischen Streit! Doch es besteht die Gefahr, dass diese Art positioneller Stellungskriege die Anstrengungen, die eigentlich *gemeinsam* nötig wären, eher schwächen. In der augenblicklichen Situation wäre es dringend geboten, dass *alle* Seiten einen konstruktiven Beitrag zur Bewältigung

dieser Herausforderung leisten, und dies auf allen Ebenen, in den Gemeinden, in Schulen, Akademien, im Unterricht, Seelsorge, Verkündigung und Gottesdienst – ohne dass dabei die theologische Differenzen, die ja ohne Zweifel bestehen und auch ausgetragen werden müssen, vorschnell harmonisiert werden!

Ich bin überzeugt: *Die Gottesfrage ist der entscheidende Fokus für das, was der Nordkirche theologisch aufgegeben ist. Und das auf lange Sicht und keineswegs nur im Osten.* Gewohnheitsatheistische Konfessionslosigkeit, religiöse Indifferenz zum Teil in zweiter und dritter Generation und weiter gehende Säkularisierungsprozesse gibt es auch in Hamburg und Kiel. Allerdings sollten auch die Anzeichen für eine neue Revitalisierung von Glauben und Religion nicht übersehen werden.

Insofern ist es sehr zu begrüßen, dass die Gemeinsame Kirchenleitung beschlossen hat, für die Nordkirche eine Arbeitsstelle „Kirche im Dialog“ einzurichten und einigermaßen großzügig auszustatten, die langfristig angelegt ist, sich dem „Dialog mit Menschen ohne konfessionelle Bindung“ widmen soll und ihren Sitz in Rostock und eine Nebenstelle in Hamburg haben wird. Sie beginnt jetzt mit ihrer Arbeit. Das ist ein guter Ansatz. Man kann nur hoffen, dass auch die angestrebte Kooperation mit den Fakultäten in Rostock, Hamburg, Kiel und Greifswald gelingen wird. Und man kann etwas dafür tun.

Was ist zu tun? Ich sehe drei Dinge, die Vorrang haben.

Erstens geht es darum, *die Wahrnehmung zu schärfen!* Das ist eine intellektuelle Aufgabe und betrifft deshalb vor allem die Arbeit der Fakultäten und das Theologiestudium (übrigens: aller theologischer Studiengänge, nicht nur der Pfarramts-, sondern auch der Lehramts- und Magister- und Nebenfachstudiengänge!). Es gibt mittlerweile eine Fülle neuerer religionssoziologischer Untersuchungen, die sich um eine differenzierte Bestandsaufnahme bemühen. Zuletzt ist in diesem Jahr eine Sammelband erschienen, der von der Sektion Religionssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie verantwortet und von Gert Pickel und Kornelia Sammet in Leipzig herausgegeben worden ist. Sein Titel: *„Religion und Religiosität im vereinigten Deutschland. Zwanzig Jahre nach dem Umbruch“* (2011). Er enthält instruktive Beiträge u.a. von Detlef Pollack, Gert Pickel, Monika Wohlrab-Sahr, Volkhard Krech, Eberhard Tiefensee zur Theoriediskussion, außerdem empirische und historische Einzelstudien einschließlich gesamteuropäischer Vergleiche. Insgesamt ist die Einschätzung der Entwicklungs-

chancen für Kirche und Religion eher skeptisch, vielleicht realistisch. Der Band ist Pflichtlektüre für Seminare und Übungen und zum Selbststudium!

Ich würde allerdings raten, die Aufmerksamkeit zu erweitern durch die Beschäftigung mit neueren Versuchen, die religiöse Lage der Gegenwart zu deuten, wie sie neben den Arbeiten etwa von Hans Joas und José Casanova insbesondere in dem bedeutenden Buch des kanadischen Philosophen Charles Taylor vorliegt: „A Secular Age“ (2007), deutsch 2009 „Ein säkulares Zeitalter“ (über 1200 Seiten). Taylor, selbst liberaler katholischer Christ, gehört zweifellos zu den wichtigsten Denkern der Gegenwart, die sich in einem weltweiten Horizont mit dem Phänomen Glauben und Religion auseinandersetzen. Auch das ein Werk, das zum Gegenstand theologischer Studien in Seminaren und Konferenzen und Forschungskolloquien gemacht werden sollte!

Dazu kommt ein Zweites: *Die theologische Besinnung auf das Eigene, auf die theologischen Fundamente, auf das, was ich „die biblische Kontur“ des christlichen Glaubens nenne!*

Eine solche theologische Besinnung ist kein Gegensatz zu einer religions- und kulturgeschichtlichen Erforschung des Alten und Neuen Testaments, sondern ihre aktuelle Konkretion. Und insofern genau das, was heute an den Theologischen Fakultäten in den exegetischen Fächern inhaltlich und methodisch betrieben wird. In allgemeinverständlicher Form finden solche Betrachtungen eine eindruckliche Darstellung in den Bänden der Reihe „Biblische Gestalten“, etwa in den schönen Bänden über „Elias“ von Rüdiger Lux oder „Petrus“ von Christfried Böttrich. Das ist auch eine Aufgabe für die Praktische Theologie. Und passt – recht besehen – auch zur programmatischen Überschrift des Greifswalder Homiletischen Seminars: „Wir predigen nicht uns selbst“.

Eine solche Besinnung auf das unverwechselbar Eigene und Besondere des christlichen Glaubens ist im Übrigen kein Gegensatz zum Dialog mit anderen, auch mit den Konfessionslosen und religiös Indifferenten. Es ist vielmehr geradezu die Voraussetzung für einen Dialog „auf Augenhöhe“ wie man heute gern sagt. Dazu kann man einiges Kluge bei Eberhard Tiefensee in dem vorhin zitierten Band über „Religion und Religiosität im vereinigten Deutschland“ lesen. Und das ist offensichtlich auch die Intention der neuen Arbeitsstelle „Kirche im Dialog“ Denn worin sollte dieser Dialog bestehen? Doch wohl darin, dass man das Gegenüber der religionslosen, aber nicht

bornierten Zeitgenossen darin ernst nimmt, dass man ihnen - und sich selbst - die Gottesfrage zumutet. Martin Luther hat die Frage: Was ist Gott in seiner Erklärung des 1. Gebots im Großen Katechismus noch einmal zugespitzt: Was ist *dein* Gott? Und am Ende die bekannte Antwort gegeben: „Worauf Du Dein Herz hängst und dich verlässt, das ist eigentlich dein Gott.“ Das ist Luthers neuer, radikaler Ansatz, der sich auch im Gespräch mit Agnostikern und religiös Indifferenten bewähren kann, wenn wir uns nämlich gegenseitig fragen: Was ist denn das, was wir „über alle Dinge fürchten, lieben und dem wir vertrauen?“ Und darauf setzen, dass diese Frage – ehrlich und nicht überheblich gestellt – verschlossene Türen öffnen kann.

Eine dritte sich Aufgabe heißt: *Den Glauben öffentlich darstellen und feiern*. Das ist doch auch der Sinn von Mission, wenn mit Fulbert Steffensky unter Mission versteht: *Zeigen, was man liebt. Und davon erzählen, wovon man lebt*. Dafür gibt es einen hervorragenden Ort: den Gottesdienst. Genauer: Die Gottesdienste, die auch in unserer heutigen Gesellschaft hierzulande noch eine allgemeine Bedeutung haben: *die Gottesdienste an den großen Kirchenjahresfesten*. Sie stehen – recht besehen – nicht in Konkurrenz zu den Gottesdiensten jeden Sonntag, sondern sind eine elementare Verdichtung der guten Botschaft des Evangeliums. Diese Gelegenheiten sollten wir wahrnehmen. Wir haben eine davon gerade hinter uns und einige Entscheidende in den nächsten Wochen vor uns.

Hinter uns liegt das *Erntedankfest* mit seiner ersten Mahnung im Evangelium vom reichen Kornbauern, nicht auf die falschen, vergänglichen Schätze zu setzen, und mit dem dankbaren Bekenntnis zu Gott dem Schöpfer und Geber aller guten Gaben. Davon haben wir – hoffentlich kräftig und überzeugt – gesungen mit dem wunderbaren Lied von Matthias Claudius „*Wir pflügen und wir streuen den Samen auf das Land*“ und seinem fröhlichen Kehrsvers: „*Alle gute Gabe kommt her von Gott, dem Herrn. Drum dankt ihm, dankt, drum dankt ihm, dankt, und hofft auf ihn!*“

Vor uns liegt in den nächsten Wochen der *Toten/Ewigkeitssonntag*, an dem wir der Verstorbenen des letzten Jahres gedenken, Kerzen entzünden und vor Gott ihre Namen nennen – in der gewissen Zuversicht, „dass nichts, weder Tod noch Leben, weder Engel noch Gewalten, weder Hohen noch Tiefes, noch irgendeine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn“ (Römer 8, 38f). Und wo diese Hoffnung sich ausweitet zu der endzeitlichen Vision des Sehers

Johannes von der neuen Welt Gottes, vom neuen Jerusalem aus dem 21. Kapitel der Offenbarung, wo verheißen wird, dass Gott mitten unter seinem Volk wohnen wird; „und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein, denn das Alte ist vergangen.“ (Offb. 21, 3f.)

Und danach liegen dann noch einmal vier Wochen *Advent* vor uns, die Vorbereitung auf *Weihnachten*, dem mit Recht so beliebten volkstümlichen Fest, das aber auch in der Moderne sich nicht reduzieren lässt auf das Fest der heiligen bürgerlichen Kleinfamilie und die Feier der religiösen Individualität, sondern diese Individualität verbindet mit der Ansage des universalen Friedens für alle. Weihnachten ist das Fest, an dem die Christenheit ihre innigsten Bilder, tiefsten und schönsten Lieder und Musiken aufbietet, um staunend das Geheimnis der Menschwerdung Gottes zu feiern – mit allen, die sich dazu einfinden, und das sind gottlob immer noch mehr als nur die frommen Kirchenchristen, sondern auch Freigeister, Distanzierte, Skeptiker, Ungläubige, Halbgläubige, Atheisten. Weil sie zumindest ahnen, dass hier *alle* willkommen sind!

Liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen! Weil das alles sich in den nächsten Wochen und Monaten abspielt, deshalb ist das Wintersemester – theologisch gesehen – eine besonders schöne Zeit! Ich wünsche Ihnen ein erfülltes, gutes Semester!